Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 32

Artikel: Die Eichenfuhr
Autor: Marti, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648092

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

de trochen isch, so chöme no d'Bluemen u d'Sprüch druuf, un am Morgen isch es fertig."

„Jä, du wottisch de grad düremache?"

„E worum de nid? We men eis im Chutt isch, so mueß me's grad dürehoue!"

„U macht dir de das nüt wäg em Schlafe?"

„Da stimmt men eifacht eis a, wenn es eim öppe d'Ougstechle aheschryße wett, u de geit es ume wie gfalbet. Chumm de morn eis cho gschoue, wie die Stube de uusgseht!"

Gly druuf bin i gäg em Lehneggli zue, wo mi für nes par Wuche ha wöllen ynischte, u denide im große Huus het der Tröglimaler afa fäliere. Es het vorusse gäng no glych gstrubuusset, nume mit däm Ungerschied, daß gäge Mittinacht der Räge dilängerschi dicker worden ischt un es z'letschtamänd, wie z'mitts im Winter, gschneit het. I bi sälbi Nacht wiligen erwachet, u wenn i de albeneis der Hübu dür ds Löifterli uus gstreckt ha, o ha=n=i dür ds Schneje düre im Huus nide ds Stubeliecht schwach gseh zünte, u meh weder einischt het ds Jutze vom Tröglimaler ds Chutte vom böse Schneeluft mögen ubertöne.

Am angere Morge het ds ganze hingere Trueberland ume ds Winterchleid anne gha. Fascht e Schueh töif isch der Schnee uf em höhe Gras gläge, u d'Bäum, wo grad am Blüejen umegmacht hei, hei truurig ihri Escht gäg em Bode zue gstreckt. Es het eim weh ta, das müessen az'luege.

„Eh, was wärde die Lüt säge, we sie nid chöi grasen u kes Fueter für d'War hei! Das wird es Gchlag un es Gjammer sy i dene Purehüser ume!"

I ha mer wääger fasch nid trouet, i ds Huus ahe z'gah. I ha gwartet bis z'Mittag, u da bin numen uf de Zeje dür d'Chuchi uus täselet u ha d'Stubestür ganz süüferli ufta. U was mueß i gseh? Hocket nid der ganz Prägu vo Lehnlüten um e Tisch ume u lost ganz seelevergnüegt dem Maler zue, wo umen eis uf sim Gygli losgla het. U nüt da vo Chopfhäiche u Jammere, im Gägeteil, die Lüt hei sunnegi Gsichter gmacht, un i der Stuben innen isch es eim fei warm worde. Me het se fasch nümmen umekennt: Das schittere, abgschossnige Buffert ischt i mene neue, rotbruun gflammte Chleid dagstange, us de hällere Fülligen use hei eim sunnegi Bluemen aglachet un obedüre het der Spruch „Gott segne uns Beides, Liebes und Leides" ydrücklig etgägeglüüchtet.

O ds Zithüsli, ds Schäftli im Eggen u der Ofe si i der glychen Art früsch gsundiget gsy, alls warm u heimelig. I bi ganz verstuunete dagstange, u wo=n=i du afe mit eme Blick zum Pfäischter uus ha wölle frage, was sie de eigetlig zu däm uzitige Winter säge, isch mer du der Großätti z'Hülf cho.

„Ja gäll, Kari, dä Schnee dusse paßt dir allwäg nid am beschte. Mir si=n=is drum da innen afe gwanet, i wotti säge, i weiß ke Monet, wo=n=es hieume nid gschneit het. Aber dä, wo ne bringt, het ne gäng ume gnoh. Derzue hei mer gar ke Grund, öppe d'Chöpf la z'hange. Mir hei ja jetz da inne Sunnen u Meje u de no so ne luschtige Maler derzue. Eh, da mueß me doch uuftoue."

So het dä Tröglimaler dene Lüte a däm böse Mejetag Sunneschyn in ihri Stube prunge. Gly het o dusse die großi Sunnen ume gschine, u gägen Abe ischt o üsi chlyni Trueberwält umen im früsch putzte Mejechleid dagstange. Churz druuf het der Maler o d'Wohnstube im Buechschachen obe müessen i d'Hüpple näh. Dert het der groß Schaft der Spruch ubercho: „Gute Tage sind Glück, böse tragen ist Meisterstück", un o der Trog u ds Buffert hei müesse zueheha. O hie hei die Lüt früsch uufgläbt in ihrer neue Stuben innen u hei die Möbu erscht rächt lieb u wärt ubercho, bsungerbar, wo se du zu glycher Zit ds Ungfel so verfolget het. Der Maler isch no a der Arbit gsy, wo=n=es Morges der Vater ganz verschmejete chunnt cho i d'Stuben ihe z'springe mit däm böse Bricht, der Blösch, ihri beschti Chueh, hangi im Stall usse tod im Hälslig. Sie heig sehr wahrschynlig i der Nacht der Gring unger d'Chrüpfen ungere gstreckt, sig dert mit de Hörnere ebbhanget u heig allwäg bim luege vürez'cho ds Gnick uusgräicht. Das het e Chlupf g'gäh bi dene Buechschachelüte.

„So", seit Fritz, „das het jetz grad no gfählt i der böse Zit, wo me füscht afe längszit nümme z'chehr chunnt. Letscht Wuche het's is es Chalb u ne Sou töt u nid gnue, mueß jetz no das großen Ungfel cho. Isch das jetz vilicht d'Straf, daß mer hei wölle z'hoffärtig tue mit üser Stube? . . . Jetz wett i doch bal, mir hätte das Züüg ungerwäge gla." . . . Es het o der Maler, wo grad däm Bricht zueglost het, schier wöllen ubernäh; aber nid lang, fingt er doch der Rank. Er luegt se beidi a u düttet zum Spruch uehe. Fritz u Lisi folgi=n=em, si aber fei erchlüpft, wo sie ne gläse hei; es tüecht se, die Buchstabe zünti ganz füürig zue ne=n=abe u fai se=n=a brönne, bis z'innerscht ihe. Druuf luege sie enangeren a, bis du Lisi afe ds Wort nimmt: „Ja, Vatter, da hei mer'sch ja. Gueti Tage hei mer gha; drum wei mer jetzen o zeige, daß mir bösi chöi trage. Hei mer nid erscht rächt jetze ne heimelegi Stube nötig un isch es nid guet, daß mir grad jetze öppis hei, wo=n=is freut? U we mir nid im Stand si, üsersch Ungfel uber is z'näh, so wei mer de dä Spruch dert oben umen abchratze."

Da het Fritz die Sach o afa chüschte; er luegt no einischt a Schaft uehe u het erliechteret uufg'atmet. Me het gspürt, o=n=är het si dranne chönne uufrichte. Der Tröglimaler git ne d'Hang u d'Freud züntet ihm zu den Ougen use, wo=n=er zue ne seit: „Jetz isch's rächt. Wenn i vom Wärt vo üser Sach no nie hätt söllen uberzügt sy, so wär i's doch grad jetze worde." Druuf het er umen eis ds Gygli us em Chaschte gnoh u het eis vo sine schönste Chehrline abglah.

Die Eichenfuhr

Erzählung von Ernst Marti

In die Kilchhöri Lischendorf hielt der von einer hochlöblichen Obrigkeit abgeordnete Prädikant Hieronymus Steinhäusli seinen Einzug. Heiß war der Tag, gewaltig der Trubel, ohne den es bei solcher Gelegenheit nicht abgeht. So fühlte sich der Pfarrherr trotz seiner Rüstigkeit müde und als er wahrnahm, wie seine Gattin ganz erschöpft aussah, verhieß er zur Ermunterung: „Jetzt wollen wir recht ausruhen und niemand wird es uns verübeln, wenn wir morgen zu den Siebenschläfern gehören."

Aber die schöne Absicht sollte vereitelt werden, denn mit den ersten Vorboten der Dämmerung setzte draußen ein solcher Höllenlärm ein, daß die beiden Eheleute gleichzeitig entsetzt auffuhren und mit den hohen weißen Nachtkappen fast an die niedere Zimmerdecke stießen.

„Ums Himmelswillen! . . . Feuerlärm . : : Es brennt im Dorf." Mit mächtiger Baßstimme ertönte der Einwand: „Dann würde es läuten." Doch ein anderer Gedanke schien den mit den Volksbräuchen vertrauten Mann zu beunruhigen. Er wußte, daß sich ein Teil der Gemeindegenossen bei der Regierung für einen jüngern Amtsbruder verwendet hatten . . . Sollte etwa der Lärm vor den Fenstern eine Katzenmusik bedeuten, ein dörfliches Gericht. „In fremden Landen, so dozierte der Pfarrer, heißen derartige Entladungen des Unmuts ‚Habertreiben', im Emmental ‚Treichleten', in Lischendorf mag ein

anderer Name üblich sein." Ob dem Mutmaßen über die Ursache wuchs der Spektakel noch. Unheimlich gellten Alarmhörner und bimmelnde Schellen spielten die aufdringliche Begleitung. Allmählich wurden Rufe hörbar; die klangen nun nicht bedrohlich: „Hüh und hoi, hüst und hott, chumm sä, sä!" Besonders beharrlich wurde kreischend das Kommando geschrien: „Gäns us, Gäns us!"

Steinhäusli hatte sich mittlerweile an das Fenster gewagt, um durch ein Spältchen zwischen den Vorhängen auszuspähen. Es war ein sonderbarer Anblick, der sich ihm darbot. Im Zwielicht des trüben, regnerischen Augustmorgens, wälzten sich über den Dorfplatz, in den von allen Seiten gewundene Gäßlein mündeten, gespenstische Züge: Trüpplein von Rindern, Koppel kurzer, dicker Rößlein, an der Spitze jeweilen ein halbwüchsiger Reiter, eine Schafherde, ein Rudel Schweine und zuletzt in langer Reihe schnatternde Gänse.

Der ganze Spuk hätte fast die Erinnerungen an alte Sagen wachrufen können: Von Nomadenvölkern, die aus den Gräbern steigen, um die einst verlassenen Heimattriften zu suchen. Aber Mitternacht war ja längst vorbei. Der junge Tag siegte und rief die Lebenden auf den Plan. „In Lischendorf muß heute etwas ganz Besonderes los sein", machten die Pfarrersleute miteinander aus. Im Lauf des Vormittags kam der Sigrist in die Studierstube und gab auf Befragen die nötige Aufklärung: „Was Euch den Schlaf störte, war der Auszug auf die Moosweide. So, wie heute, geht es vom Mai bis in den Herbst jeden Morgen."

„Ist das jetzt das berühmte stille Dorfleben, um das uns die Tanten in der Stadt beneidet haben?" Also fragte Frau Steinhäusli und tat einen tiefen Seufzer. Der Lischendorfer begütigte: „Habt nur nicht Kummer. Das wird Euch bald so gewohnt sein, wie dem Müller das Klappern vor seinem Stübchen."

* * *

Im sommerlichen Mittagsglaste lag das Dorf, lautlos, wie ausgestorben. Durch die menschenleeren Gassen schritt Herr Steinhäusli und fand nirgends Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen. So lenkte er seine gravitätischen Schritte auf die Straßen, die nach den Felsenpforten des Jura führte, zunächst in das weit gedehnte, topfebene Moos hinaus.

Gleich einem Dachspelz verharrte die dichte Staubdecke in träger Ruhe, sofern sie nicht von den Rädern eines Wagens aufgewirbelt wurde. Ueber den zahlreichen Wassertümpeln schwirrten Legionen von Geschmeiß, regungslos standen die Schilfhalme und die Blätter der Hageichen wagten nicht, zu flüstern. Bleierne Schwere lastete auf der Landschaft und die Einsamkeit wollte fast das Gemüt des Wanderers beengen. Plötzlich aber erschallte übermütiges Lachen. Der Pfarrherr suchte geschickt hinter einem Weidenstock Deckung und lauerte mit scharfem Auge . . .

Nicht weit von ihm lagerten im Kreis einige barfüßige Hirtenbuben. Sie ergötzten sich an einem echt bodenständigen Spiele. Sie hatten nämlich eine Anzahl von „Mutten" (Rasenstücken) ausgestochen und nun wurde ein Wettbewerb abgehalten, bei dem ein jeder probieren mußte, ohne Benützung der Hände, einzig mit dem mehr oder minder zierlichen Mäulchen, eine dieser Schollen hoch zu heben und an ein bestimmtes Ziel zu tragen. Dabei gab es drollige Szenen, und Wangen sowohl als Lippen wurden geschwärzt, daß die Truppe bald einer verwegenen Schmugglerbande glich.

Noch an einer andern Szene konnte sich der unbemerkt gebliebene Beobachter ergötzen. Müde des geschilderten Kurzweils lockte jeder der Schingel eines der gemächlich weidenden Rößlein heran, tätschelte ihm den Hals und schwang sich behende auf den Rücken des zutraulichen Tieres. Und nun begann ein Wettrennen durch Ried und Rohr, über Gräben, Stock und Stein, waghalsige Reiterkunst, die des Sattels und des Zaumes entbehren konnte. Ja, eine Elite vollführte den Galopp stehend, setzte dem Tier den rechten Fuß in den Nacken und wußte jedem Seiltänzer zum Trotz das Gleichgewicht zu wahren.

Ins Maßlose aber wuchs das Staunen des Predikanten, als aus der Ferne eine Gruppe kühner Reiterinnen nahte und unter übermütigen Zurufen an den Knaben vorbeistob.

Nachdenklich wandelte Herr Steinhäusli wieder heimwärts. Er rang mit zwiespältigen Gefühlen. Als Enkel einer Familie, die in der Reihe ihrer Ahnen tüchtige Offiziere hatte, gedachte er des eben angeschauten Turniers voll heller Freude. Anderseits regte sich in ihm der seiner Verantwortung bewußte Volkserzieher. Er konnte sich nicht verhehlen, daß das ungebundene, der Aufsicht bare Hirtenleben in den Schilfgründen schwere Gefährdung mit sich bringe. „Wenn anfangs Winter die Unterweisung beginnt, so überlegte er, dann muß ich diesem Völklein den Zaum anlegen und die Zügel straff ziehen.

Unweit vom Dorfe holte er einen Landmann ein, der vom Felde heimkehrte. Es war ein rüstiger Greis, der mit seinen grauen Augen hell und klug in die Welt schaute. Der konnte gewiß über alle Verhältnisse der Gemeinde, auch über das Hirtenleben auf der Moosweide Auskunft erteilen. Meisterhaft verstand es der Pfarrer, das Gespräch rasch in die gewünschte Bahn zu lenken. Er äußerte seine Freude über die Reitkünste, hielt aber auch mit seinen Befürchtungen nicht zurück, daß die Jugend bei solchem Treiben verwildern, ja sogar der Verrohung anheimfalle. Der Alte äußerte sich diplomatisch und bedächtig: „Es wird wohl manchmal etwas gehen, das nicht recht ins Mäs mag. Aber wenn sie's gar strub treiben, so kommt es immer aus und dann nimmt man die Bürschlein etwa einmal in die Kur. Diejenigen, bei denen es daheim lax zugeht, scheuen den Schulmeister. Und dann müßt Ihr bedenken, Herr Pfarrer, immer ist es nicht so lustig da draußen, wie heute. Wind und Wetter helfen mit, die ‚Ueberfühnigen' zu dressieren. Auch macht der lange Tag, von drei Uhr bis zum Vernachten, müde. Es ist ein Leben, das stählt und wetterhart macht. Die meisten alten Leute von unserer Burgerschaft sind gesund wie Buchs. So lassen wir's bei dem, was üblich und bräuchlich ist. Wie schon gesagt: Wenn's die Bürschlein übertreiben, so wehrt man begreiflich, vergißt aber nicht, daß unsereiner auch einmal jung gewesen ist."

Jetzt aber hieß es Platz machen. Die Roßhirten kehrten mit ihren Koppeln heim, in wohlgeordneter Zeile, sodaß der Alte Gelegenheit fand, seinem Begleiter einige markante Figuren vorzustellen.

An der Spitze ritt ein Schulknabe, hochgewachsen, sehnig, selbstbewußt. „Das ist der Müller Hans. Der Vater ist gestorben; der Sohn wird früh die Geißel in die Hand bekommen. Er kann jetzt schon besser fuhrwerken, als mancher Erwachsene." Es folgte ein schönes blondes Mädchen, das bescheiden zu Fuß ging und das einzige Rößlein, für das es sorgen mußte, an der Halfter führte.

„Das ist Züseli, das Meitschi des Bannwarts im Oberdorf. ‚Es wäre am besten, wenn es das Müllern lernte', so hat gestern einer geneckt. Aber das ist auch so geschwatzt. Es geht ja noch in die Schule. Bis es ans Heiraten kommt, kann es noch manches geben und die alte Müllerin wird eine Reiche wollen."

In der Nachhut erschien ein Strubelkopf bemerkenswert, der kaum über die tückisch zurückgelegten Ohren eines mißfarbigen Klepperleins emporragte. Das verschmitzte Bürschlein besaß dem Anschein nach das Zeug für einen künftigen Räuberhauptmann. Auf ihn deutete der Lischendorfer mit dem Zeigefinger: „Das ist Hechlers Sepp. Dem müßt Ihr aufpassen, Herr Pfarrer. Es ist ihm ungefähr so viel zu trauen, wie seinem Kloben, der ein verfl. Schlagwerk ist."

Um Gesprächsstoff für die Abendmahlzeit war Herr Steinhäusli nicht verlegen. Er berichtete von seinen Erlebnissen und schloß die Rede mit dem Satze: „Eines weiß ich jetzt schon, es wohnt hier ein Schlag, der Mark in den Knochen hat."

Schluß folgt.